sich Cap. Zany, von dem Herrn General-Gouverneur beauftragt, uns, so weit es möglich sey, zu begleiten, diese Reise mit zu machen, und ich selbst fühlte mich besonders durch die Hoffnung ermuntert, vielleicht eine von der am ganzen Solimoês gleichmässig herrschenden verschiedene Vegetationsform und mehrere der zahlreichen Indianerstämme, die noch keine portugiesischen Ansiedler unter sich dulden, in ihrem ursprünglichen Naturzustande, zu beobachten. Für diese Reisen nahmen wir noch kleinere Fahrzeuge; dadurch zwar manchen Entbehrungen ausgesetzt, aber einer schnelleren Fahrt versichert. Dr. Spix wählte den Sergeanten, einen Militzsoldaten, unsern französischen Diener, der bisher unverdrossen gefolgt war, und mehrere der besten Indianer zu seinen Begleitern aus. Ehe wir uns trennten, legten wir ein schriftliches Testament gegenseitig in unsere Hände. — Die Ordnung fordert nun, dass ich über die beiden Expeditionen getrennten Bericht erstatte. — Dr. Spix reiste am 7. December 1819 von *Ega* ab, gelangte am 9. Januar 1820 an die Grenze von Brasilien bei *Tabatinga*, und traf am 3. Febr. wieder in der *Barra do Rio Negro* ein. Dr. Martius ging am 12. December von *Ega* ab, erreichte am 27. Januar den unübersteiglichen Wasserfall des *Yupurá*, und kam am 2. März nach *Ega*, am 11. März nach der *Barra* zurück. Da seinem Gefährten inzwischen noch Zeit zu einem andern Ausflug übrig gewesen war, so hatte er am 11. Februar einen Ausflug nach den portugiesischen Niederlassungen am *Rio Negro* bis *Barcellos* unternommen, von dem er aber bereits am 28. Februar zurückgekehrt war, so dass sich beide Reisende, nach der Ankunft des Einen vom *Yupurá*, in der Barra wieder vereinigen konnten.

Anmerkungen zum zweiten Kapitel.

(1.) Ueber den *Rio Puruz* (*Purus*) schweigen alle neueren Berichte. (Es ist bekannt, dass man ehemals den *Purus* in Verbindung mit dem Madeira glaubte, und den *Beni* für eine Wurzel desselben hielt. Vergl. *Madeira*). Wir kennen nur die, auf Aussagen der Indianer gebauten, Notizen, welche schon Acunna (Cap. 63.) und Pagan (Cap. 25.) bekannt gemacht haben, und denen gemäss er zwei Monate lang stromaufwärts beschifft werden kann, bis man an die Fälle kommt. Beide Schriftsteller nennen ihn und die zunächst seiner Mündung wohnen-

den Indianer *Cuchiuara* (ein Wort, das offenbar mit *Uára*, Herr, zusammengesetzt ist), Acunna ferner, als weiter südlich wohnend, die *Camayaris* und darauf die *Curiguires*, Pagan die *Curianés*, die, nach der Sage mit Goldblättchen geschmückten, *Motuanes*, und nördlich von diesen die *Catoses*, welcher Name wohl die Verstümmelung von *Catauixis* ist. Diese letztere Völkerschaft (auch *Catauaxis*) bewohnt noch gegenwärtig eine weite Strecke längs der, fast überall mit dichter Waldung bedeckten, Ufer. Von allen übrigen vernahmen wir nichts mehr; wahrscheinlich sind sie bereits ausgestorben, oder haben sich mit andern verschmolzen. Die übrigen Stämme, welche gegenwärtig als Herren des Stromgebietes des *Purus* genannt werden, sind die *Purú-Purús*, die *Amamatis* und die *Ita-Tapuüjas*, insgesammt noch im Zustande ihrer rohen Freiheit und wegen ihrer Treulosigkeit berüchtigt. Sie sammeln die hier häufigen Drogueu, Cacao und Salsaparilha, und vertauschen sie an die den Fluss besuchenden Expeditionen, wobei beide Theile mit den Waffen in der Hand zu erscheinen pflegen. Früher kannte man noch die Horden der *Irijús* und *Tiaris*, beide sind aber, nachdem ein Theil derselben nach Serpa und Alvellos war übersiedelt worden, ausgestorben. Missionen hat man am *Purus* noch nicht zu errichten gewagt.

(2.) Geflechte Indianer. Die Indianer vom Stamme der *Puru-Purús*, *Catauuixis* und *Amamatis* sind nicht die einzigen Indianer in Südamerica, an welchen eine solch seltsame Anomalie der Haut erscheint. In dem *Sitio Uarivaú* am *Yupurá* sah ich mehrere Indianer vom Stamme *Uainumá*, welche zusammenfliessende runde Flecken von bläulich schwarzer Farbe im Gesichte, an den Händen und auf der Brust trugen, und deren Körper überdiess mit harten Warzen besäet war. Die minder starke Veränderung zu weissen Flecken auf der Haut des *Catauuixis* bemerkte ich auch bei Indianern am *Yupurá* und an mehreren farbigen Leuten in Minas und Bahia. Ein erblicher Aussatz, gleichsam als wenn der Leib mit Fischschuppen überzogen wäre (*Ichthyosis*), kommt bei den *Manacicas*, einer Horde der *Chiquitos* in Paraguay, vor (Geschichte der Chiquitos, Wien 1729. S. 288.); und Harcourt (Relat. of trav. to Gujana. 1613. S. 201.) erwähnt eines Caraiben, mit einer Büffelleder ähnlich verdickten Haut, dergleichen dort viele vorkämen.

In Beziehung auf das seltsame Phänomen gefleckter Menschen bieten sich folgende Betrachtungen an. Die Umgegenden des *Purús* sind niedrig, zum Theil sumpfig und mit hoher Urwaldung bedeckt, die beim Austritte der Gewässer weithin überschwemmt wird. Die *Puru-Purús* haben dann die Gewohnheit, aus dem qualmigen, feuchten Dickicht nach dem Flusse selbst zu ziehen, und sich auf dem Treibholze niederzulassen, welches, in den Buchten zu ungeheueren Haufen aufgeschichtet, einen schwankenden Grund für ihre elenden Hütten darbietet. Hier leiden sie oft von der Kälte der Nacht, wogegen sie wiederum ein längerer Aufenthalt im Wasser erwärmen muss. Ihre Nahrung besteht grösstentheils aus den Amphibien und Fischen, unter welchen sie leben, denn Pflanzencultur ist ihnen fast gänzlich unbekannt, und die Wälder sind arm an Wild. Zu diesen ungünstigen Einflüssen gesellen sich noch zwei eigenthümliche Sitten des Stammes, die nur schädlich auf die Organisation wirken. Die eine besteht in einem regelmässigen Fasten, dem sie sich, wenigstens einmal jährlich, im letzten Viertel und im Neumonde des Augusts, mit solcher Strenge hingeben, dass sie ausser einigen kleinen abgesottenen Fischen nichts über die Zunge bringen, und sich oft bis zu tödtlicher Schwäche aushungern. Der Anführer (*Maranuchaua*) der *Purús*, die auf der *Praya das Onças* zugegen waren, versicherte, dass er schon drei Woehen lang von einer kleinen Eidechse gelebt habe. Er zeigte einen Schmachtgürtel aus Bast, mit dem er sich gegen den Hunger verwahre. Ein anderes

Moment mag die bereits erwähnte Gewohnheit seyn, sich mit dem Fette des Krokodils einzuschmieren, das, gewöhnlich schon alt und ranzig, einen noch widrigeren Moschusgeruch annimmt, so dass sich diese Wilden der Nase schon von ferne ankündigen. Sollten nicht diese seltsamen Gewohnheiten nebst dem häufigen Genusse des Krokodilfleisches, das sie überdiess nicht blos frisch, sondern sogar im *Moquem* gedörrt zu essen pflegen, eine krankhafte Mischung der Säfte veranlassen können? Die meisten Indianerstämme verabscheuen das Krokodilfleisch als ungesund, und erwägt man die medicinischen Wirkungen, die gewissen Thieren aus verwandten Ordnungen doch wohl nicht ohne allen Grund zugeschrieben worden (z. B. die des Meerstinz als Aphrodisiacum, und der eben erst getödteten Eidechsen oder der getrockneten und pulverisirten Vipern gegen Hautausschläge), so erscheint eine Beziehung jener grossen, fleischfressenden Saurier zu dem ständig gewordenen Hautleiden der *Puru-Purús* und *Catauuixis* nicht unwahrscheinlich. Bei dem heissen Klima ist die Einsaugung des in Menge und ohne Unterlass auf den nackten Körper geschmierten Krokodilfettes bis zu einem Verhältniss, wo es pathogenetisch wirkt, allerdings möglich. Auch üben diese Indianer die, durch ganz Südamerica verbreitete, Einreibung mit Urucú-Roth nur wenig, von der ich, obschon sie keinen Schutz gegen Insectenstiche darbietet (wie man wohl bisweilen vermuthet hat), doch annehmen möchte, dass sie nicht ohne Einfluss auf den Organismus sey, da das Urucú, innerlich genommen, bekanntlich der Rhabarbar analoge Wirkungen hervorbringt. Auch durch das anhaltende und oft wiederholte Baden kann eine Disposition zu mancherlei Hautleiden gegeben werden; denn in jenem Lande hat das Bad keine zusammenziehende, stärkende Wirkung, weil das Wasser oft wärmer als die Atmosphäre ist. Die geöffneten Poren der Haut nehmen, wenn die aus dem Bade zurückkehrenden Indianer sich im Sande oder im feuchten Walde niedersetzen, Alles auf, was sich zur Aufsaugung darbietet. Ueberhaupt aber scheint es, als räche sich die Natur gerade durch Krankheiten desjenigen Organes, an welchem der Indianer am meisten künstelt, der Haut, die er durch die schmerzhafte Operation des Tatowirens, und durch von der frühesten Jugend an ohne Unterlass fortgesetzte Bemalungen mit allerlei Farben: Gelb mit Urucú, Roth mit Carajurú, Blau mit Cissus und Genipapo, Schwarz mit den Macucu-Früchten (*Ilex Macucu*) u. s. w. in ihrer Entwickelung stört und in ihren Functionen verändert.

(3.) Folgende sind die physischen Eigenschaften des essbaren Thones vom Solimoês. Er zeigt eine lichtgelblichgraue Farbe mit ockergelben Flecken, ist sehr weich und saugt begierig Wasser ein. Vor dem Löthrohre im Kolben giebt er einen brenzlichen Geruch und viel Wasser, welches auf Ammonium reagirt. Er behält ziemlich seine Farbe oder brennt sich lichter. In gutem Feuer schmilzt er auf der Oberfläche zu einem grünlichen oder graulichen Glase. Von Borax wird er schwer und langsam zu einem sehr schwach vom Eisen gefärbten Glase aufgelöst. Mit Kobaltauflösung befeuchtet und erhitzt erhält er eine lichte blaue Farbe. Mit Säuren braust er nicht oder nur sehr wenig.

Unter den färbigen Thonen, die wir vom Amazonas mitgebracht haben, zeichnet sich eine lilafarbige Sorte aus, welche durch ihren geringen Gehalt an Kieselerde, und durch die Eigenschaft, mit Säuren sehr leicht zersetzt zu werden, von allen in Deutschland zu Töpfergeschirren verwendeten Varietäten unterschieden ist. Sie kommt an mehreren Orten, z. B. nächst der *Praya das Onças*, bei *Coari* und bei *Ega*, in massigen Schichten vor, ist nur wenig abfärbend aber schreibend, von erdigem, unvollkommen muschlichtem Bruche, hängt stark an der Zunge, und zerfällt im Wasser zu lockerem Haufwerke, welches durch Zerreiben einen bildsamen Teig giebt. In concentrirter Salzsäure erwärmt, wird sie vollständig zersetzt, so dass die Kieselerde rein zurückbleibt. Dieser Thon wird von den Indianern zu ihren Geschirren, vorzüglich zu solchen Schüsseln, die sie auf der inneren Seite bemahlen, häufig benützt, und nimmt bei dem geringen Feuergrade, welchem sie ihn auszusetzen pflegen, eine röthlichviolette oder blassviolette Farbe an. Auch bedarf er nur eines schwachen Feuers,

um ein haltbares, an Festigkeit und Dichtheit manchem altrömischen gleiches, Geschirre zu liefern. Während des Trocknens und Brennens zieht er sich stark zusammen; — eine Eigenschaft, die er mit unserm fetten Töpferthone gemein hat, und welche durch Zusatz von gebranntem Thon oder von Quarzsand verbessert werden kann. Sehr feuerfest ist er übrigens nicht, was auch mit dem leichten Garwerden zusammenhängt, wie denn überhaupt diejenigen Thone, welche bei wenig Feuer fest werden, leichter als andere schmelzen, welche starkes Feuer nöthig haben um fest zu werden, u. dabei fast unschmelzbar sind. — Wir wollen mit diesem Thone denjenigen vergleichen, der in der Töpferei der Regierung zu *Barra do Rio Negro* verarbeitet wird, und besonders durch seinen Kaligehalt merkwürdig ist. Er bricht in flachschieferigen Stücken von schwach gelblichweisser oder grauweisser Farbe, ist durch Flecken von Eisenoxyd roth gesprenkelt, färbt stark ab, hat einen erdigen muschlichten Bruch, hängt stark an der Zunge und zerfällt im Wasser nicht vollkommen, giebt aber damit einen sehr bildsamen Teig. Durch Säuren wird er nur zum kleineren Theile zersetzt; durch Glühen wird er sehr hart, und verändert die Farbe nur wenig. Diese beiden Thonarten haben, von Hrn. Fickentscher chemisch untersucht, folgende Resultate geliefert: Thon von

Coari:		der Barra do Rio Negro:	
Kieselerde	44,55		49,50
Thonerde	30,50		30,05
Eisenoxydul	8,35		3,40
Kali mit Spur von Natron	0,33		3,10
Wasser	15,45		12,99
Spuren von Kalk, Mangan und Bittererde	— —		0,50
	98,98		99,54

An mehreren Stellen, z. B. bei *Obydos* und zwischen *Coari* und *Ega*, fanden wir zwischen den eben beschriebenen farbigen Thonarten auch eine sehr vorzügliche Porzellanerde in mächtigen, parallel mit jenen gelagerten Schichten. Nach den damit im Kleinen angestellten Versuchen lässt sie sich mit den besten deutschen Sorten, der Passauer, Schneeberger, Karlsbader und der Hallischen, vergleichen. Sie ist schneeweiss, bricht unvollkommen muschlicht und uneben, verändert sich im Wasser nicht, und giebt, damit zerrieben, einen bildsamen Teig. Im Feuer brennt sie sich weiss und hart, und bricht dann vollkommen muschlicht. Säuren ziehen nur einen kleinen Theil Thonerde aus. Hrn. Fickentscher's Untersuchung gab in 100 Theilen: Kieselerde 45,60; Thonerde 30,00; Talkerde 1,00; Kalkerde 0,60; Wasser 14,70. Summe 93,90. Alle diese Thonschichten sind als Glieder eines bunten Mergelgebildes in der sogenannten Keupersandstein-Formation zu betrachten.

(4.) Handel zwischen Rio Negro und Maynas. Vor der neuen politischen Katastrophe standen die damals span. Lande in sehr schwachem Verkehre mit Brasilien, oder, wie es damals hiess und wohl noch heisst, mit Portugal. Es war Grundsatz der Regierung, die Vortheile, welche der Handel auf dem grössten aller Ströme darbieten würde, durch hohe Zollsätze aufzuheben, und beide Länder in strenger Sonderung zu erhalten. Gegenwärtig nimmt der Handel zwischen den brasilianischen Provinzen mit *Maynas* jährlich zu, und besonders europäische Waaren werden auf dem Solimoés, zum Theil wohl durch Schleichhandel, eingebracht. *Moyobamba*, die Hauptstadt von *Maynas*, und *Lamas* liegen fast am westlichen Ende des Landes, an der Grenze des ungeheuren Amazonasthales, mit dem sie Klima, Producte und Handelsbedürfnisse gemein haben. Für die Bewohner von *Maynas*, wie für die von *Quichos y Macas* (*Avila*, *Baeza*, *Archidona* und *Macas*), die von den peruvianischen Seehäfen durch die steile, eisige, nur in wenig Pässen gangbare Cordillere der Andes getrennt sind, ist es viel schwieriger, ihre Landesproducte dorthin, als auf den schiffbaren, durch keine Fälle unter-

brochenen Flüssen gen Osten an die brasilianischen Grenzen herabzuführen. *Maynas* ist übrigens eine ungemein fruchtbare, aber an Menschen und Geld sehr arme Provinz, und in ihrer Entwickelung weit hinter den westlich gelegenen Ländern zurückgeblieben. Baares Geld ist hier noch seltner, als in Rio Negro, und selbst die Einsammlung der wildwachsenden Producte ist insofern minder leicht, als mit Auflösung der früheren, durch die geistlichen Corporationen geführten, Verwaltung, viele Indianer, die einzig arbeitende Classe, in die Wälder zurückgeflohen sind. Gemäss diesen Verhältnissen stehen in *Maynas* die Preise der Landesproducte im Allgemeinen niedriger, als selbst in den dreimal weiter vom Ocean entlegenen Gegenden am oberen Solimoês. Alles wird sich hier verändern, wenn der Handel seinen naturgemässen Lauf genommen und *Loreto* u. *Tabatinga* zu blühenden Grenzstädten angewachsen seyn werden. Der *Marannon* (so wollen wir mit den Anwohnern den Amazonas oberhalb der Grenze von Brasilien nennen) erstreckt sich wie ein ungeheuerer Hafen durch dieses niedrige Land hin, und eröffnet sich, zugleich mit allen von W. her in ihn fallenden Flüssen, gegen Brasilien. Auf diesen Handelsweg scheinen die Bewohner von *Maynas* um so mehr angewiesen, als sie auf den westlich gelegenen Märkten, in *Quito*, *Chachapoyas* und *Caxamarca* eine Industrie finden, deren Producte, für ein kälteres Land berechnet, ihnen nicht nothwendig sind. Die Schaafzucht und die Fabrication der verschiedenen, in Peru üblichen, Wollenzeuge (*Bayetones*, *Pannetes*, *Jergas* u. s. f.) ist ohne Interesse für die Bewohner eines so heissen Landes, und die groben Baumwollenzeuge (*Tocujos*), worein sich die gemeine Volksclasse zu kleiden pflegt, werden von den Indianerinnen auf beiden Seiten der Cordilleren verfertigt. Von peruvianischen Landesfabricaten werden nach Maynas vorzüglich nur die Eisenwaaren von *Caxamarca* eingeführt. Brasilien vertauscht gegen diese Landschaften seine eigenen Landesproducte nicht, sondern blos die aus Europa eingeführten Artikel. Aber *Maynas* führt die Erzeugnisse seines reichen Bodens, namentlich Cacao, Salsaparilha, Vanilla, Copaivabalsam, Chinarinde, etwas Taback und Baumwolle aus. Cacao, Salsaparilha und Copaivabalsam werden hauptsächlich aus den Missionen am *Ucayale* hergeschifft, wo sie, wie in Rio Negro und Pará, von den wildwachsenden Pflanzen durch Indianer gesammelt werden. Chinarinde (*Cascarilla*) kommt nicht blos aus den Gegenden um *Moyobamba*, sondern auch von *Lamas*, *Chachapoyas*, den östlichen Abhängen der Cordilleren von *Caxamarquilla* und aus dem oberen Flussgebiete des *Guallaga*; alle diese Sorten sollen übrigens nur unter die von zweiter und dritter Qualität gehören. Ich habe grosse Mengen davon gesehen, die von einem brasilianischen Speculanten in *Moyobamba* aufgekauft worden waren, und in Pará nur mit Verlust wieder angebracht werden konnten, da sie einer schlechten Sorte (von der sogenannten Huanuco) angehörten. Im oberen Theile von *Maynas* selbst wird die Arroba (zu 32 port. Pf.) mit 4 bis 5, in *Tabatinga* mit 12 bis 15 Gulden bezahlt. Später lernte ich mehrere Handelsleute in Pará kennen, die den Commerz mit Chinarinden in *Maynas* als trügerisch und unsicher verwünschten. Häufiger als China kommen Cacao und Salsaparilha aus Maynas herab. Die besten Sorten werden in den Missionen am *Ucayale* gesammelt. Sie finden in *Tabatinga* Absatz zu 6 u. zu 15 Gulden um die (port.) Arroba. Mit der sehr feinen Baumwolle vom *Ucayale* haben spanische Speculanten Versuche gemacht, die jedoch ungünstig ausfielen, weil der an den Grenzen Brasiliens dafür geforderte Preis von 5—6 Mil Reis (14 — 16⅔ Guld.) nach Zurechnung der Frachtauslagen mit den in Pará geltenden Preisen nicht in Verhältniss steht. Zucker und Caffe gedeihen zwar in ganz Maynas trefflich, werden aber, eben so wenig als die übrigen Erzeugnisse des Landes: Marannon-Nüsse, Copal (*Jitaicica*), Werg und Pech zum Kalfatern, weisses und schwarzes Bienenwachs, Indigo und die verschiedenen Erwerbnisse der Jagd und Fischerei, ausgeführt, da sie insgesammt auch am Solimoês vorkommen. Nur das Salz ist ein Product, welches leichter stromabwärts von *Maynas* als von der Meeresküste her dem Solimoês zugeführt werden kann. Wir sahen grosse Blöcke Steinsalz (*Jukyra kytan*) in Körben eingepackt, das aus *Maynas* herabgebracht worden war, ob aus *Tomabela* in der Provinz *Chimbo* oder

wo sonst her ist uns nicht bekannt geworden. Es war von bläulichgrauer Farbe und musste in sehr mächtigen Gebilden vorkommen. Das Seesalz von Setuval macht gegenwärtig noch einen der bedeutendsten und geschätztesten Einfuhrartikel aus der untern Provinz aus, und dient in kleineren Quantitäten statt der Münze. Es wird nicht in Säcken, sondern in rohen, mit Palmblättern ausgelegten Körben versendet. Ohne Zweifel läge es im Vortheil der brasilianischen Regierung, die Einfuhr des Salzes zu den möglich geringsten Preisen zu befördern, und damit der Rindviehzucht aufzuhelfen, die im Solimoès sehr schwach ist. Selbst die grössten Niederlassungen haben kaum mehr als fünfzig bis sechzig Stück Rindvieh, und man hegt das Vorurtheil, dass man die Kühe nicht melken dürfe. — Die Kaufleute aus *Maynas* nehmen, als Rückfracht gegen ihre obenerwähnten Landesproducte, Eisen-, Stahl-, Zinn-, Kupferwaaren, Munition, Waffen, wollene Tücher zu feineren Kleidungsstücken, Seidenzeuge, Hüte, Spiegel, Glasperlen und andere Gegenstände für die Indianer. Die Armuth beider Länder an Baarschaft gestattet wenig Käufe gegen Münze (spanische Thaler und portugiesisches Gold). Gewöhnlich wird der Handel durch Tausch abgeschlossen, und es ist dann üblich, die Preise um ein Fünftheil oder Sechstheil gegen den Baarverkauf erhöht anzuschlagen. Zwischen *Loreto* und *Tabatinga*, als den benachbarten Grenzorten, deren Bewohner sich wechselseitig oft besuchen, findet ein häufigerer Detailhandel statt, wobei die Brasilianer im Vortheil stehen dürften. — Die brasilianischen Supercargos, welche ich über diese Handelsverhältnisse zu vernehmen Gelegenheit hatte, waren alle nur im *Marannon* selbst, und im *Guallaga* aufgeschifft, da diese Ströme mit den meisten Ortschaften (der erstere mit *N. S. do Loreto*, *Cochiquimas*, *S. Ignacio de los Pevas*, *Oran*, *S. Maria de Iquitos*, *S. Joaquim de Omagoas*, *S. Regis*, *Urarinas*, *Barranca*, *S. Borja*, *S. Thiago*; der letztere mit *Laguna*, dem ehemaligen Hauptorte der Maynas-Missionen, *S. Cruz*, *Chamicuros*, *Yurimaguas*, und an dem Beiflusse *Cachi-yaco* mit *Munichis*, und weiter südlich mit *Pachiza*, *Buenaventura del Valle*, *Syon*, *Tocachi*, *Uchiza*, *Chico-Playa*, *Chacla*, und *Munna*) besetzt sind. Den *Ucayale*, an welchem sich vier bis fünf Niederlassungen befinden sollen, den *Içá*, *Napo*, *Tigre* und *Pastaza* hatten diese Handelsleute noch nicht befahren, und auch der Verkehr stromabwärts ist auf diesen Flüssen ungemein schwach. Die ehemaligen Franziscaner-Missionen am *Rio Içá* sind gegenwärtig so verödet, dass nur selten ein Reisender auf diesem Strome in den *Marannon* herabkommt. Im obern Gebiete des *Napo* zählten jene Ordensmänner und die Jesuiten einstens zwei und zwanzig Missionen, welche sich dermalen ebenfalls in einem precären Zustande befinden, oder gänzlich eingegangen seyn sollen. Uebrigens ist die Verbindung mit dem *Napo*, in dessen oberem Gebiete es reiche Goldformation geben soll, frei, und man kann diesen mächtigen Fluss, die natürliche Wasserstrasso von *Quito* an den *Marannon*, ohne Furcht vor feindlichen Indianern befahren.

(5.) Es ist bekannt, dass die Hölzer in den Aequatorialländern eine ausserordentliche Dichtheit, Schwere und Festigkeit haben. Vorzüglich von den Holzarten am Amazonas und Rio Negro gilt, dass sie, in Folge des ohne Unterlass begünstigten Wachsthumsprocesses, zu einem fast gleichartigen Gefüge erwachsen. Ein Unterschied zwischen jungem und altem Holze wird bei den meisten dadurch angezeigt, dass der Kern des Stammes härter, schwerer und dunkler gefärbt ist; aber die Jahrringe verschwinden im alten Holze vieler Arten vollkommen. Die Schiffsbauhölzer aus jenen Landschaften sind daher sehr zu Kriegsschiffen geeignet, welche daraus zwar schwer, aber so mauerfest gezimmert werden können, dass sie selbst den Kanonenkugeln mehr als andere widerstehen. Die Arten dieser Hölzer sind grösstentheils dieselben, deren ich, als in der Provinz Bahia üblich, bereits (II. S. 710.) erwähnt habe; überdiess gehören hierher: *Matta-Mattá* (*Lecythis Idatimon*, *A.*), *Castanheiro* (*Bertholetia excelsa*, *H.*), *Jutai* und *Jutai-mirim* (Arten von *Hymenaea*). Durch feines, schöngefärbtes Gefüge eignen sich zu Tischlerarbeiten vorzüglich das *Páo violette* oder *Páo da Rainha*, *Moira piranga*,

Rothholz (vielleicht *Sickingia Erythroxylon, W.*), *Moira pinima*, und *Jacarandá* (*Bignonia*). Zu Geräthen und Bauten werden das *Páo mulato* (*Exostema leptophloeum, M.*), das schwere röthlichbraune Holz der *Godovia gemmiflora*, das dem Nussbaumholz ähnliche eines Myrtenbaumes (*Eugenia inocarpus, DC.*), und vier Arten von Lorbeeren (*Loiro branco, vermelho, preto, amarello*) besonders oft angewendet. Zu Dachsparren und dergleichen nimmt man oft den schwarzen, peripherischen Antheil eines Palmenstammes, von der *Baxiuba barriguda* (*Iriartea ventricosa, M.*) Das specifische Gewicht vieler dortigen Hölzer ist beträchtlich grösser, als das der unsrigen.

(6.) Die Coca. Die peruvianischen Bergleute und Fussboten, welche an Erdäpfel, Quinoa, Mais und andere vegetabilische Speisen gewöhnt sind, nehmen oft mehrere Tage und Nächte hindurch keine andere Nahrung als ihre *Coca* zu sich, und werden dadurch so kräftig erregt, dass sie unausgesetzt arbeiten oder laufen können. Man pflegt dort der *Coca*, um ihre Wirkung zu verstärken, das Pulver von Kalk, der Erde *Toccra* oder *Llipta*, oder von der Asche der abgekörnten Maisähren und des *Molle* (*Schinus Molle, L.*) beizumengen, und Alles kugelförmig gebildet so lange im Munde zu behalten (*Acullicar*), bis es den herben Geschmack wieder verloren hat. Der durch ihren Genuss erregte Speichel wird nur von den Tabackskauern hinabgeschluckt. Die *Coca* enthält Gummi, aber keine bedeutende Menge von Harz. Ihre Wirkungen sind tonisch, calmirend und nährend. Die Indianer pflegen beim Erkranken einen Thee davon zu trinken; aber das Mittel verdiente überhaupt in den Arzneischatz aufgenommen zu werden, da es gegen Magenschwäche, davon herrührende Obstructionen und Coliken, Apetitlosigkeit und Hypochondrie gut wirkt. Es erhält auch die Zähne gut. Vorzüglich Seeleuten und Soldaten in tropischen Klimaten wäre sein Gebrauch anzuempfehlen. In Perú wird der Cocastrauch an Bergen gebaut; man sät ihn und versetzt die Pflänzchen in der Regenzeit (December und Januar), wenn sie anderthalb Fuss hoch sind. Manchmal können drei Lesen in einem Jahre gemacht werden. Der Rauch der Blätter ward ehemals im Sonnendienst gebraucht. Vergl. Unanue, in Silliman Amer. Journal. Vol. 3. S. 397. Obgleich sich die Sitte, *Ypadú* zu kauen, über viele Stämme, z. B. die Tecunas, Uainumás, Córetús, Miranhas, Cauixanas, Juris, Passés, so wie in den Ortschaften am Solimoês verbreitet findet, so halte ich doch diesen Luxusartikel für ursprünglich peruvianisch, weil ich das Erythroxylum Coca nur in künstlichen Pflanzungen, nirgends wild, getroffen habe. — Der Taback ist bei den Indianern allgemeiner als das *Ypadú* im Gebrauche, und zwar pflegen sie ihn eben so wohl zu kauen als zu rauchen. Wir fanden dieses Reizmittel bei allen Stämmen bekannt und benützt, und ohne Zweifel war es bereits über ganz Südamerica verbreitet, als diess Land von den Europäern entdeckt wurde. Am häufigsten brauchen den Taback die Zauberer und Aerzte (*Pajés*), die die Kranken mit dicken Cigarren einräuchern, um sie in Schweiss zu bringen, den Rauch in Nase und Ohren blasen, Klystiere davon setzen u. s. f. Die Tupisprache hat alle Ausdrücke für den Taback; *Pytyma-cuî*: T. Pulver; *Pytyma-tyba*: T. Pflanzung; *Pytyma-pita*: T. Pfeife (von *Pitêr*, schlürfen, auch küssen). *Nicotiana Tabacum* und *rustica*, *L.* sind vielleicht im nördlichsten Theile von Südamerica einheimisch. Ich habe sie nirgends entschieden wildwachsend gesehen, dagegen wohl *Nic. Langsdorffii Nees.*, und *Petunia nyctaginiflora, Juss.*, welche im südlichern Brasilien die Stelle von jenen vertreten.

Drittes Kapitel.

Des Dr. Spix) Reise von Ega den Solimoês aufwärts bis nach dem Grenzpresidio de Tabatinga, und zurück nach der Barra do Rio Negro.*

Am 7. December verliess ich *Ega*. Wir hatten die grosse Canoa zurückgelassen, und schifften uns in Montarias (kleinen Nachen) ein, um nicht so sehr von der Strömung zu leiden. Ein mittelmässiges, jedoch zur Aufbewahrung der Sammlungen geeignetes Boot, mit Munition und Lebensmitteln versehen, ward unter der Anführung des Sergeanten mit einigen Militzsoldaten vorausgeschickt. Ich reise in einem kleinen, mit acht rudernden Indianern bemannten Kahne, begleitet von einem noch kleineren, worin sich der zum Jäger bestimmte Soldat, der Bediente und drei Indianer befinden. Der Fluss, welcher schon früher etwas angelaufen war, fing wieder an zu vasiren, und vasirte fortwährend bis zu meiner Ankunft in S. Paulo am Vorabend des neuen Jahres, wo er mit Macht wieder zu schwellen begann. Es sind übrigens die Strömungen auch während des Entleerens äusserst stark, und jeder ins Wasser stürzende Baum verursacht eine, öfters nur durch Ziehen an Stricken zu überwindende, Correnteza. Beinahe immer schifft man längs des südlichen Ufers des Stromes, um der am gegenseitigen herrschenden, heftigeren Strömung auszuweichen. Die Reise war schon von der Barra an mit Schwierigkeiten verbunden, allein diese vermehrten sich nun von *Ega* bis *Fonte-Boa* durch das häufige Einstürzen des Ufers, das auf halbe Stunden weit, mit oder ohne den daraufstehenden Wald, einbrach. Hiezu kommen noch die Legionen von Carapaná und Pium! — Nach einer halben Stunde schifften wir, die Landspitze, worauf *Nogueira* liegt, hinter uns, in den Solimoês hinaus. Durch das Furo, welches vor *Nogueira* in den See ein- und bei *Cayçara*

---

*) Die Erzählung von der Reise meines verstorbenen Collegen ist hier theils nach den von ihm hinterlassenen Aufzeichnungen, theils nach einem Berichte zusammengestellt worden, welchen beide Reisende gemeinschaftlich von Lissabon aus an die K. B. Regierung erstattet haben. Um sie als Manuscript zu bezeichnen, ist sie mit kleinerer Schrift gedruckt worden.

wieder ausmündet, war die Fahrt noch nicht zu machen. Es ist nur für kleine Nachen zur Zeit, wenn der Strom ganz voll ist, zu passiren. Wir waren um 10 Uhr Morgens abgereist, und nachdem wir an zwei Mündungen von Furos vorüber waren, kamen wir am Abend 7 Uhr in *Cayçara* oder *Alvaraês* (1.) an. Links ein Lago von ganz schwarzem Wasser. In dem rings von Wasser und Wald umgebenen Orte hatten wir während der Nacht die erste Probe der Mosquiten zu bestehen; so dass ich mich nur geschwinde in ein vorher ausgeräuchertes und wohl verschlossenes Zimmer einsperrte, um die Nacht ruhig hinbringen zu können. Ich hatte Gelegenheit, Erkundigungen über die Sprache der *Uainumás*, einer Nation vom Yupurá mit durchlöcherten Nasen und Ohren, und über die *Jumanas* einzuziehen. Die letzteren haben um den Mund herum ein tatowirtes Oval, das bei den Männern breiter ist, als bei den Weibern, und vom Mundwinkel gegen die Ohren hin eine Linie. Sie nehmen ein gutes und ein böses Wesen an, die sie *Uauüloa* und *Locozy* nennen. Beide wohnen oberhalb der Erde, gegen die Sonne zu. Das böse Wesen fürchten sie; vom guten glauben sie, dass es nach dem Tode erscheine, um Früchte mit dem Todten zu essen, und seine Seele mit sich in seine Wohnung zu nehmen. Der Leichnam wird mit zusammengekrümmten Extremitäten, das Antlitz gegen Sonnenaufgang gerichtet, zugleich mit den dazu zerbrochenen Waffen, und einigen in den Schooss gelegten Früchten, in einem grossen irdenen Topfe begraben. Auf das Grab legen sie, unter Heulen und Tanzen, Früchte und die Kleider des Verstorbenen, welche nach einigen Tagen wieder weggenommen, und den Kindern gegeben oder verbrannt werden. Ein Trinkfest schliesst nun die ganze Ceremonie. Das Grab machen sie von aussen unkenntlich, damit es nicht von Feinden bestohlen werden möge. Die Frau wird durch Geschenke von den Aeltern erlangt, besonders von Nahrungsmitteln. Der Häuptling hat das jus primae noctis. Die Heurath wird mit Tanz und Gesang gefeiert. Sobald das Kind zu sitzen vermag, wird es mit der Abkochung gewisser Blätter bespritzt, und erhält einen Namen von seinen Vorvätern. Diese Namen sind verschieden für die beiden Geschlechter, z. B. *Maicayú* für ein Mädchen, *Apailacaré*, *Euxapuya*, *Payan* für Knaben. — Den 8. Decbr. kehrten wir zur Barra des Lago zurück, und segelten darauf an der *Ponta de Parauarí*, nach DE LA CONDAMINE der ehemaligen *Aldea do Ouro* des TEIXEIRA (2.), jetzt ohne Povoation, vorbei. Bald darauf hatten wir zu unserer Rechten hinter einigen Inseln die Mündung des berühmten *Yupurá*, auf welchem mein treuer Leidensgefährte seine Reise bis zum spanischen Gebiete fortsetzen sollte. Der *Yupurá* gehört zwar zu den Flüssen zweiter Classe, erstreckt sich aber weit jenseits der *Serra das Araras* hinaus, und ist noch zum Theil von menschenfressenden Gentios bewohnt. Dahin gehören vorzüglich die *Miranhas*. In der Körperbildung kommen auch diese mit den übrigen Indianern Brasiliens überein. Die Hauptkennzeichen der americ. Raçe sind: die röthliche Farbe von verschiedenen Graden der Dunkelheit, die verhältnissmässig stärkere Breite als Länge aller Theile. Statur klein (Indianer von fünf und einem halben bis sechs Fuss sind selten); kurzer Hals; breites Becken, aber noch breitere Brust und Schulterblätter; starke Brüste, kurze Füsse; die Planta pedis gegen vorn breit; die grosse Zehe bei den Meisten abstehend, bei Allen aber der Fuss gegen die Zehen hin ausserordentlich breit; kurze Hände; Nägel an Händen und Füssen kurz und breit; der Nabel nicht so wulstig hervorstehend, wie bei den Negern, sondern mehr einwärts gezogen. Die Haare schwarz, steif, wie bei Pferden, mehr oder weniger lang. Der Kopf rundlich, breit; Mittelhaupt breit; Hinterhaupt nicht so länglich hervorstehend, wie bei dem Neger, sondern zugerundet. Stirne breit, niedrig, etwas rückwärts geneigt; die Stirn-

Höhlen hervorstehend. Gesicht breit, rundlich, seltner schmal oval; Jochbeine hervorstehend; Nase meist flachgedrückt; Nasenlöcher weit, etwas seitwärts und nach oben gerichtet; Augen klein, braun, schwarz; Augenhöhlen seitwärts abstehend; Augenlidränder breit, schwachbehaart, gewöhnlich gegen die Nase herab, und eben so nach Aussen verlaufend; Mund breit; Unterlippe nicht so stark als die Oberlippe, beide minder wulstig, als beim Neger. Zähne schön weiss; Vorderzähne wie bei Wieseln und andern Fleischfressern. Kinn nicht wie bei den Negern, sondern zugerundet. — Monstrositäten sind unter den Indianern auch deshalb selten, weil sie die unregelmässig gebildeten Kinder gleich nach der Geburt umbringen und begraben. Doch hat man erwachsene Indianer mit vier Fingern oder Zehen gesehen. — Der Körperbau des Negers ist dagegen sehr verschieden. Alle äussern Theile sind mehr lang gestreckt: lange Arme, Hände und Füsse, schmale Brust. Das Becken ist ebenfalls schmal, jedoch breiter in Vergleichung mit dem Kopfe und der Brust. Die Jochbeine sind schmal; das Kinn länglich u. s. f. Bei den Mischlingen der Raçen macht sich überall ein Vorwalten der körperlichen Eigenschaften des Vaters bemerklich. Die Kinder von einem Vater caucasischer Abkunft und einer indianischen Mutter nennt man auch hier, wie im übrigen Brasilien, *Mamelucos*. Mischlinge aus Negern und Indianern werden bald *Cafuzos*, bald *Cafres*, die aus Negern und Weissen werden vorzugsweise *Mestiços* (*Caryboccas*) oder *Pardos*, *Mulatos* genannt. Ich habe eben ein recht charakteristisches Exemplar eines *Cafuzo* vor mir, dessen Vater ein Neger und dessen Mutter eine rohe *Tapuüja* war: die Eigenthümlichkeit der Negerbildung herrscht über die des Indianers vor, wie z. B.: das Gesicht ist nicht so länglich, wie bei dem Neger, die Lippen sind zwar wulstig, dennoch ragt die untere nicht über die obere vor. Der Oberkopf ist runder, als beim Neger. Die Nasenwurzel mehr eingedrückt, als gewöhnlich beim Indianer der Fall ist; die Augen mehr gewölbt. Die Extremitäten länger, schlanker, als bei dem Indianer, eben so die *Fusssohle*. Die Backenbacken mehr als bei dem Indianer, weniger als bei dem Neger, hervorragend. Die Brust viel schmaler als bei dem Indianer. Die Stellung des Kopfes auf dem Rumpfe in einem schieferen Winkel, als bei dem Europäer, eben so wie bei dem Neger. Die Haare nur wenig, gegen das Ende hin, gekräuselt, nach unten zu fast schraff. Ein anderer Mestize, dessen Vater ein Indianer, dessen Mutter eine Mulattin waren, hat alle Dimensionen breiter, als der eben beschriebene. —

Unter abwechselndem Wetter bin ich vor den Mündungen des schwarzen *Lago de Capaná* und der kleinen Flüsse *Yauaté* und *Baré* vorbei, und innerhalb der, durch Inseln gebildeten, Canäle *Comatiá* und *Maicoapaná* an den *Rio Yurná* gekommen. Dieser Fluss, von etwas hellerem Wasser, als der Solimoës, ist bis jetzt noch sehr wenig bekannt, und tief im Innern gar nicht befahren. (3.) Bei seiner Mündung hat er beinahe eine Viertelseemeile Breite. Es wird von den Indianern *Catauixis*, *Catapuinas*, *Caripúnas*, *Canamaris* u. s. w. bewohnt, und hat einen unglaublichen Reichthum von Cacao und Salsaparilha. Der zuckerige Saft im Samenüberzug des Cacao giebt eine Art Wein, welcher ein sehr erfrischendes Getränk ist. Eine sonderbare Sage spricht von kurzgeschwänzten Menschen, *Coatá-Tapuüja*, die am *Yurná* wohnen sollen. Obgleich sie am Solimoës allgemein verbreitet ist, konnte ich doch keine sicheren Nachrichten darüber einziehen. Richtiger mag eine andere Sage seyn, dass es einen zwergartigen Indianerstamm, die *Canáuas*, gäbe, dessen Individuen nur drei bis vier Spannen hoch seyen; zum wenigsten sahen wir in der Barra einen am *Yurná* gebornen Indianer, der,

obwohl schon vierundzwanzig Jahre alt und ganz wohl gebildet, doch nur drei Schuh vier Zoll hoch war. Ob diese kleine Statur in dem Stamme erblich, oder, wie die Eigenschaft des Kakerlaken, den wir in der Barra beobachteten, und des zweiten, den ich in Tarumá sah, nur Zufälligkeiten zuzuschreiben sey, lass' ich unentschieden. — Ich setzte über die Mündung des *Yuruá*, und gelangte noch an demselben Abend vor die furchtbare *Barreira castelhana*. Wie gross war mein Schrecken, hier einem fünfzig bis sechzig Fuss hohen Ufer entlang hinfahren zu müssen, das, durch die Strömung ausgehöhlt und durch Regen locker gemacht, theilweise mit dem daraufwachsenden hohen Wald in den Strom herabgestürzt war, oder durch neuen Einsturz den Schiffen gleichen Untergang drohte mit jenen spanischen Booten, welche, hier zerschmettert und untergetaucht, dem Orte seinen Namen gegeben haben. Zur Vermehrung der Gefahr konnte man nicht so schnell, als ich wünschte, an diesem Orte vorüberrudern, ja es war sogar, da die Indianer nichts mehr gegen die Strömung vermochten, nöthig, sich an die herabgestürzten Bäume festzuhalten, und so die Kähne langsam vorwärts zu ziehen. Diese mächtigen Strömungen, das herüberhängende, zum Einsturz bereite, Erdreich und die gegen den Fluss herabrollenden himmelhohen Bäume haben schon vielen Canoas im Solimoês den Untergang gebracht, und sind die grösste aller Gefahren. Zu ihnen gesellten sich noch die körperlichen Leiden, welche die *Piúm*, *Carapaná*, *Maruim*, *Mutúcas*, diese verschiedenen Arten von Stechfliegen und Schnacken, ferner der *Mucuim*, ein fast unsichtbares, dem Acarus verwandtes Thierchen, das sich in die Haut einfrisst, und Beulen verursacht, endlich die grossen Heere von Ameisen mit sich brachten. Beinahe täglich habe ich bei der Fortsetzung der Reise ähnliche Gefahren und Beschwerden zu bestehen. Mit vieler Mühe, jedoch glücklich, kam ich bei der *Barreira castelhana* vorbei, und lenkte südlich in die Bucht von *Fonte-Boa* (4.), einer kleinen Ortschaft, deren Einwohner durch die Wechselfieber schon fast aufgerieben worden sind, ein. Die ausserordentliche Entvölkerung längs des ganzen Solimoês hat ihren Grund hauptsächlich darin, dass die Indianer, aus ihren Wäldern und ihrem rohen Naturleben gezogen, der ungewohnten Lebensweise und den, ihnen von den europäischen Ansiedlern mitgetheilten, Krankheiten sehr leicht unterliegen. — Von Ega an wurde das Land immer wilder, waldiger; die Ufer, allmälig höher, sind von zahlreicheren Heerden von Affen, Papageien, Periquiten, Hoccos u. s. w. belebt; der Strom zeigt einen Ueberfluss an Fischen. Die Völkerstämme, welche die Wälder längs dieses Theils des Solimoês bewohnen, sind zahlreich, und sehr verschieden an Sprache, Gebräuchen und nationalen Abzeichen. Man sieht hier *Marauhás*, *Juris*, *Passés*, *Jumánas*, *Catuquínas*, *Tecúnas*, *Araycús* (*Uaraycús*) u. s. f. Alle diese Indianer gehen mehr oder weniger nackt, leben von Schlangen, Kröten, Fischen, Affen u. s. f., und gebrauchen zu ihrer Jagd, nebst Bogen und Pfeil, wie alle übrigen Stämme des Solimoês, das Blasrohr und vergiftete Pfeilchen. — Nach drei Tagen verliess ich *Fonte-Boa*, und noch an demselben Abend und die folgende Nacht hatte ich gleichsam unter einer Armee von Vögeln, Schildkröten und Krokodilen zu leben. Einige, auf den Spitzen der höchsten Bäume sitzende, Königsadler (*Vultur Papa*), unzählige Fischreiher und anderes Gefieder luden mich ein, in die schwarzen Gewässer des *Lago da Campina* einzulaufen, an dessen Mündung ich mich befand. Ich gelangte vor eine einzelne, im Walde befindliche Hütte, wo eine Factorei zur Trocknung und Zubereitung des hier häufigen Fisches *Pirarucú* angelegt war. Der Inhaber, ein Mulatte, begleitet von einigen Indianern und noch mehr Indianerinnen, lud mich ein, auszusteigen; und einige Berge von Tausenden von Schildkröten, die ich am Ufer fand, waren

in der That ein interessantes Schauspiel. Diese Thiere werden, sobald sie ihre Eier gelegt haben, und die Regenzeit (der Winter) vor der Thüre ist, überall aufgefangen. Auf diese Jagd sendet man Indianer, welche die Thiere entweder auf den Sandbänken umkehren, oder sie, auf längs des Ufers eingesenkten Pflöcken sitzend, im Vorbeischwimmen mit einem an einer Schnur befestigten Pfeile in den Nacken schiessen, und dann herbeiziehen. Da das Rindvieh hier noch äusserst selten ist, so vertreten diese Thiere seine Stelle, und jeder Einwohner hat am Hause eine Lache, worin er sie als Vorrath für den Winter aufbewahrt. Ich ging nur wenige Schritte am Ufer vorwärts, als ich durch ein Heer von Krokodilen in Schrecken gesetzt wurde, die dicht an einander gedrängt, wie bei uns die Frösche in der Laichzeit, nur mit den boshaften Augen, dem Rücken und Schwanze aus dem Wasser hervorragten, und voll Begier, die Abfalle der Factorei zu erhaschen, ihren langen Rachen bald öffneten, bald schlossen. — Ich setzte meine Reise dem, an Seen und kleinen Flüssen reichen, Ufer entlang stromaufwärts fort. Nach drei Tagen schiffte ich über die Mündung des *Rio Jutahy*, welche eine Viertelstunde breit ist. Dieser grosse Fluss, von schwarzem Wasser, wird in der Nähe seiner Mündung von Indianern der Nationen *Mura*, *Marauhá*, *Massararí* u. A. (*Tapaxána*, *Araycú* nach Monteiro, *Conamanás* nach Ribeiro) bewohnt; tiefer landeinwärts ist er noch gänzlich unbekannt. Die *Marauhás* tragen in den Ohrenlappen und in beiden Lippen Hölzchen, sind aber nicht tatowirt. Die Männer verhüllen sich mit einem Stücke Bast, und legen gefranzte Baumwollenbänder um die Waden und Knöchel, die niemals abgenommen werden; die Weiber gehen ganz nackt. Die Heurathen werden, nach Bewilligung von Seite der Aeltern der Braut, mit oder ohne Festtänze gefeiert. Wenn ein *Marauhá* Brüder hat, so darf er nur Eine Frau nehmen. Nach der Geburt badet die Mutter das Kind in warmem Wasser, legt sich drei Wochen lang in die Hangmatte, und geniesst, eben so wie der Mann, nichts als Brei von Mandioccamehl, gewisse Vögel und Fische. Wenn die Mutter aufsteht, giebt der älteste Verwandte dem Kinde in einem dunklen Zimmer einen, in der Familie gebräuchlichen, Namen. Die darauf folgende Durchbohrung der Lippen des Kindes wird durch Feste gefeiert. Sind die Knaben zehn bis zwölf Jahre alt geworden, so gräbt ihnen der Vater zunächst dem Munde vier Striche ein; hiebei müssen sie fünf Tage lang fasten. Die älteren Bursche geisseln sich mit einer kurzen Gerte, eine Operation, die als Prüfung des Charakters angesehen wird. Ihre Feste fallen in den Neumond. Nach dem Tode, glauben sie, kommen die Guten in Gemeinschaft mit einem guten Wesen, die Bösen mit dem Teufel. Die Leichen werden in einer gemeinschaftlichen Hütte begraben. — Einen Tag später traversirte ich den Solimoês zum nördlichen Ufer, und kam, nach einigen glücklich überstandenen Stürmen, in sieben Tagen von *Fonte-Boa* an gerechnet, in der Ortschaft am *Tonantin* (5.) an. Dieser Fluss entspringt nur einige Tagereisen weit nördlich gegen den *Yupurá* hin. Es giebt hier viele Mandioccapflanzungen. Der *Tonantin* ist vom Stamme der *Cauixánas* bewohnt, welche als Krokodilfresser bekannt sind, und vor einigen Jahren ihren Missionär ermordet haben. Bei meiner ersten Erscheinung an ihren Wohnungen am Walde zeigten sie Furcht; aber bald kamen die Männer ganz nackt, und hinter ihnen mehrere ihrer Weiber und Kinder, im Gesichte schwarz und roth betupft, und mit Arm- und Kniebändern von Bast und Federn geziert, aus den Hütten hervor. Diese sind von Palmblättern erbaut, laufen oben conisch zu, und haben eine niedrige Thüre zum Ein- nnd Auskriechen. Männer, Weiber, Kinder und Hunde liegen alle zusammen in dieser finstern, von Rauch erfüllten, Herberge. Man brachte viele Heulaffen, den schwarzen Teufels-